

Predigt über Lukas 2,41-52

Und seine Eltern gingen alle Jahre nach Jerusalem zum Passafest. Und als er zwölf Jahre alt war, gingen sie hinauf nach dem Brauch des Festes. Und als die Tage vorüber waren und sie wieder nach Hause gingen, blieb der Knabe Jesus in Jerusalem und seine Eltern wussten's nicht. Sie meinten aber, er wäre unter den Gefährten, und kamen eine Tagesreise weit und suchten ihn unter den Verwandten und Bekannten. Und da sie ihn nicht fanden, gingen sie wieder nach Jerusalem und suchten ihn. Und es begab sich nach drei Tagen, da fanden sie ihn im Tempel sitzen, mitten unter den Lehrern, wie er ihnen zuhörte und sie fragte. Und alle, die ihm zuhörten, wunderten sich über seinen Verstand und seine Antworten. Und als sie ihn sahen, entsetzten sie sich. Und seine Mutter sprach zu ihm: Mein Sohn, warum hast du uns das getan? Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht. Und er sprach zu ihnen: Warum habt ihr mich gesucht? Wisst ihr nicht, dass ich sein muss in dem, was meines Vaters ist? Und sie verstanden das Wort nicht, das er zu ihnen sagte. Und er ging mit ihnen hinab und kam nach Nazareth und war ihnen untertan. Und seine Mutter behielt alle diese Worte in ihrem Herzen. Und Jesus nahm zu an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen.

Ein neues Jahr hat begonnen, und auch die Begebenheit, von der wir heute hören, berichtet davon, dass etwas Neues anfängt. Doch zuvor ein Rückblick auf das Evangelium des vergangenen Sonntags, die Geschichte von der Darstellung Jesu im Tempel: Sie erzählt davon, wie Maria und Joseph ganz normal ihren Aufgaben und Pflichten als Eltern nach der Geburt eines Kindes, des ersten Sohnes, nachkommen, wie ein vorgeschriebener Behördengang sie in den Tempel führt, wie sie dort Simeon und Hannah begegnen, diesen beiden Alten, die in dem neugeborenen Kindlein den verheißenen Messias erkennen, wie sie sich wundern über all das und wie sie aber schließlich lernen, dass sie in ihrem ganz normalen Alltag, in der Sorge für ein Kind, teilhaben am Kommen Gottes in die Welt – eine Weihnachtsgeschichte also.

Unsere heutige Geschichte ist die direkte Fortsetzung, spielt aber zwölf Jahre später, und auch sie führt uns – das ist bestimmt kein Zufall – wieder in den Tempel. Das Passah-Fest in Jerusalem: Maria und Joseph sind mit ihrem Sohn – so sagt es die Geschichte ausdrücklich, dass Joseph der Vater Jesu sei – aus Nazareth gekommen. Nachdem das Fest vorüber ist, machen sie sich mit der ganzen Familie, den Freunden und Bekannten auf den Heimweg. Es ist wohl ein großer Tross, und so merken sie erst nach einer Tagesreise: Jesus, ihr Sohn, inzwischen zwölf Jahre alt, ist nicht dabei. Sie müssen umkehren, zurück nach Jerusalem, und suchen, mit Schmerzen, in Angst und Sorge, drei Tage lang. Zuletzt finden sie ihn, im Tempel – zuerst dort zu suchen, darauf sind sie nicht gekommen, noch nicht; die Zwölfjährigen aller Zeiten vermutet man wohl nicht zuerst im Tempel oder in der Kirche. Was er ihnen sagt, verstehen sie nicht. Aber er folgt ihnen nach Nazareth, gehorcht seinen Eltern, reift heran, nimmt zu an Alter, Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen. Seine Mutter aber hat – wieder einmal – etwas zum Nachdenken: *Sie behielt alle diese Worte in ihrem Herzen*, heißt es ausdrücklich, genau wie am Ende der Weihnachtsgeschichte.

Der zwölfjährige Jesus im Tempel – die Geschichte hat die Phantasie der Menschen zu allen Zeiten angeregt, Prediger und Schriftsteller haben sie nacherzählt, Maler haben sie dargestellt, und alle haben sie ausgeschmückt – manchmal auch in zweifelhafter Weise. Da wird aus dem zwölfjährigen Jungen plötzlich ein Lehrer, der auf einem thronartigen Sessel dasitzt, höher als die anderen, und diese anderen sehen nicht selten aus wie das fleischgewordene Klischee des rassistisch minderwertigen Juden mit der Hakennase im groben Gesicht: der Begründer des Christentums und die verstockten Juden, die seine Lehre nicht verstehen und anerkennen wollen. Das

ist nicht die Geschichte, die Lukas erzählt. Dort ist doch von einem gegenseitigen Fragen und Antworten die Rede, und die Rabbiner wundern sich über seinen Verstand – wenn überhaupt klingt das eher nach positiver Überraschung als nach böswilliger Verstockung.

Der große Berliner Maler *Max Liebermann* hat es so aufgefasst: Jesus, ein einfacher, jüdischer Junge im Kittel, die Rabbiner, nachdenklich, ins Gespräch vertieft, eine Atmosphäre, wie er sie in den Synagogen Amsterdams und Venedigs beobachtet hatte. *Max Liebermann* war bekanntlich selber Jude, und sein Bild kann man auch als Ausdruck der Hoffnung auf eine Annäherung von Juden und Christen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts lesen. Wir wissen, es ist ganz anders gekommen.

Nein, es ist nicht die Geschichte eines frühreifen Wunderkindes, die Lukas erzählt, im Gegenteil: *Jesus nahm zu an Alter, Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen*, heißt es am Ende, und das hatte er also offenbar auch nötig. Und es ist doch wohl auch nicht die Geschichte eines ungezogenen Halbwüchsigen, der sich gegen die Autorität der Eltern auflehnt. Und es ist gewiss nicht das Hauptanliegen der Geschichte, Heranwachsende auf ihrem eigenen Weg zu bestärken und die Eltern dazu zu ermuntern, ihre Kinder beizeiten loszulassen. Aber was ist es dann?

Es ist die Geschichte eines Anfangs, hatten wir gesagt. Es sind ja immerhin die ersten Worte Jesu, die uns hier überliefert werden, dieser Satz, den seine Eltern nicht verstehen und mit dem wohl auch wir uns schwertun: *Wisst ihr nicht, dass ich sein muss in dem, was meines Vaters ist?* Was meint er damit? Wo, sagt er, muss er sein und warum redet er jetzt doch noch von einem anderen als seinem leiblichen Vater? Ich will der Antwort näher kommen, indem ich – nein: nicht danach frage, ob diese Geschichte sich tatsächlich so abgespielt hat; die Antwort müsste wahrscheinlich Nein lauten, zu märchenhaft ist ihr Charakter, sondern indem ich frage: Was waren das wohl für Leute, die sich diese Geschichte von Jesus erzählt haben, und was wollten sie damit wohl ausdrücken? Es waren Menschen, die den erwachsenen Jesus erlebt hatten, seine Worte und Taten, sein Leiden und Sterben; es waren Menschen, die die Erfahrung gemacht hatten: in keinem anderen kommt uns Gott so nahe, spüren wir die Gegenwart Gottes so deutlich wie in diesem; es waren Menschen, die noch in Erinnerung hatten, dass es dieser Vorwurf war, der ihn ans Kreuz gebracht hatte: *Er hat gesagt, ich bin Gottes Sohn*.

Von all dem will uns die Geschichte des zwölfjährigen Jesus im Tempel wie in einem Gleichnis erzählen. Sie erzählt uns von einem, der ganz so ist wie wir, ein ganz normaler Junge mit ganz normalen Eltern mit ganz normalen Sorgen. Sie erzählt uns von einem, der ganz anders ist als wir, der von Anfang an so ganz und gar zu Gott gehört, dass Menschen gesagt haben: Ja, das ist Gottes Sohn, und lässt deshalb schon den Zwölfjährigen im Tempel sagen: *Ich muss sein in dem, was meines Vaters ist*, ich bin bei Gott zu Hause. Nicht Jesus als Wunderkind mit unterschwelliger antijüdischer Attitüde, kein Plädoyer für antiautoritäre Erziehung und auch nicht Jesus als Vorbild – wäre er das, wir müssten verzweifeln; denn so wie er Gottes Sohn ist, können wir es von uns aus niemals werden. Weniger ist manchmal mehr, und mehr bedeutet hier, dass Jesus alles das, was er ist: ein Mensch wie wir und doch Gottes Sohn, nicht für sich sein will und für sich behalten will, sondern dass er das alles für uns ist. Von diesem Wunder singen ganz besonders die Weihnachtslieder.

Amen.